

(Nachdruck verboten.)

71

flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

Der Vorhang ging auf. Und als in feierlich heiterem Rhythmus die Einleitungsworte des Dichters an sein Ohr schwebten wie ein klarer Luftstrom von Blau und Sonnengold durchwirft, da wurde ihm selber feierlicher und stiller zu Sinn. Hinausgehoben wurde er aus dem Sinnenrausch, der ihn umnebelt hatte, die Umwelt versank, die ungeheure Stadt mit ihrer wogenden Unrast, die zahllosen Gesichter, die sich leicht und tief im Vorüberhaften ihm eingepägt hatten, der Maler, die reizende Freundin, sie alle vergaß er; einzig Hero, die Priesterin stand vor ihm, das junge Geschöpf der Erde und doch wie überirdisch, lockend in ihrer Mädchenschönheit und unnahbar zugleich in ihrer Reinheit, in deren Brust alle Wünsche ihres Geschlechts wohl lebten, aber eingeschlummert waren wie Vögel in ihrem stillen Nest — sie allein war da und schien zu sagen: Tritt ein in mein Heiligtum einer höheren und reineren Welt. Und als dann Maggie die Szene betrat als muntere Nante, da war er zuerst beinahe enttäuscht. Gegen Heros anmutige Hoheit verschwand fast ihre Zierlichkeit. Doch dann nahm sie ihn wieder gleich gefangen, wie sie, die spöttische Keckheit ihrer Worte mildernd, mit ihrer Schalkheit alle fröhliche Lust neu erwachen ließ und mit geröteten Wangen, schnell atmender Brust den ganzen Zauber einer jungen, spielenden Welt hereintrug, Mädchenlachen und Mädchenneugier, Waldduft und tanzenden Sonnensommer. Ein schöner, großer Eindruck steigerte sich immer mehr.

Am Schauspielerausgang wartete er auf sie. Dicht gehüllt in einen Schleier wegen der kalten Nachtluft, nahm sie seinen Arm und stieg mit ihm in eine Droschke. Sie froh und manchmal fühlte er, während unter dem Mantel ihr Arm den seinen leicht berührte, wie sie zusammenschauerte. Sie sprachen von dem Stück. Gern wollte Maggie wissen, wie jeder einzelne Schauspieler und jede Schauspielerin ihm gefallen hatte. Er aber stand noch ganz unter dem Vann der Dichtung selbst, und an die traurigen, schlecht vorbereiteten Aufführungen zu Haus gewöhnt, hatte er nur den Eindruck einer vollkommenen Harmonie des Zusammenspiels, ohne diese gegen jene Leistung gleich abwägen zu können.

Rascher als auf der Heimfahrt langten sie diesmal am Ziele an.

Während Maggie die Treppe hinaufsteigte, sagte sie:

„Ich will nur hoffen, daß Fritz da ist. Weh ihm, wenn er mich warten läßt.“

„Wär's denn so schlimm, wenn er ein bißchen später käme? Es könnte ihm doch was in die Quere gekommen sein?“

„Ach, ach, in die Quere kommen! Wenn er nicht da ist, hat er nicht da sein wollen. Früher war er immer pünktlich!“

Ein altes Dienstmädchen, schwarz und fett, einer Zigeunermutter ähnlich, öffnete den Korridor.

„Guscha, ist Herr Gebhard schon da?“

„Herr Gebhard? Ne, der is noch nicht da.“

Maggie stampfte auf, und wie sie jetzt mit schwärzeren Augen, blässer Wangen und mit gerunzelter Stirn unter dem weißlichen Gaslicht stand, sah sie ganz verändert gegen vorhin aus.

„S'm — also doch! Guscha, mach uns geschwind was zu Abend. Wir sind drei. Herr Gebhard muß jeden Augenblick kommen.“

„Wenn's man wahr is,“ erwiderte diese, indem sie den neuen Gast mit nicht allzuviel Wohlwollen musterte. „Ich glaube, heut kommt er jetzt nicht mehr. Der macht sich anderswo 'n vergnügten Abend.“

„Ach, ärgere Du mich auch! Mach und Koch Eier. Eh sie gar sind, ist er da.“

„Wenn's das Inädie Fräulein so genau weiß. Ich glaub's aber nicht,“ brummte die Alte skeptisch.

„Nein!“ sagte Maggie, als sie ins Zimmer getreten waren. „Wie die mich mit ihrem Pessimismus ärgert. Die könnte einem die ganze Welt greulich machen. Und was mich am wütendsten macht, sie hat immer recht. Immer trifft's ein, was sie sagt.“

Maggie schob ein mit Büchern und Rollen bedecktes

Tabouret, das neben dem Divan stand, beiseite und bot ihrem Besucher Platz. Sie selbst wollte nur schnell die Schuhe wechseln.

Es war ein nicht allzu großes Zimmer. Auf dem mit graugrünem Gewebe bedeckten Fußboden standen weiße Lackmöbel. Einige herunterhängende Leuchtkörper in Form von Kleeblättern spendeten mildes Licht, das durch die hinter dem Divan stehende rotverschleierte Stehlampe eine wärmere Tönung erhielt. Grabaus hatte nur kurze Zeit in den Büchern geblättert, als Maggie wieder erschien.

„Noch immer nicht!“ sagte sie vorwurfsvoll, während sie einen Schulterhaken an dem lang herunterfallenden Gewande zunestelte. „Ist das nicht geradezu empörend?“

„Aber warum soll er denn nicht einfach verhindert sein?“ Das kann doch dem pünktlichsten Menschen passieren.“

Maggie setzte sich auf einen der kleinen Hocker neben dem Divan.

„Daß Sie ihn auch noch entschuldigen! Warum wollen Sie nicht ehrlich sein und sagen: er ist abscheulich!“

„Wenn er dafür kann, allerdings, dann ist er abscheulich!“

„Und wenn Sie an seiner Stelle wären, würden Sie dann auch so sein?“

„Wenn ich an seiner Stelle wäre — wahrhaftig, nein, ich glaube, ich wäre sehr pünktlich gewesen.“

„Das ist lieb von Ihnen! Ich glaube auch, Sie sind ein ehrlicher Mensch, der sein Wort hält. Aber von mir ist es gar nicht hübsch,“ fuhr sie mit plötzlich veränderter Stimme fort, „daß ich so viel Aufhebens mache, weil er fehlt, statt froh zu sein, daß Sie mir Gesellschaft leisten.“

Sie öffnete einen Zigarettenkasten und reichte ihm Feuer. „Wir wollen vergnügt sein und plaudern. . . . Sehn Sie mal, das ist meine neue Rolle. Die Edrita in „Weh dem, der lügt“. Ach, darauf freu ich mich. Ich will so natürlich, so munter, so treuherzig, so täppisch sein, wie ich nur kann. Und doch dabei immer das listige Mädchen, das schlau durch die Liebe wird. Die ersten Akte kann ich schon. Hören Sie zu! Sie geben mir die Stichworte.“

Sie reichte ihm die Rolle, und während er die abgerissenen Endworte sagte, sprach sie in einem für ihn wieder neuen Ton die Verse ihrer Rolle.

Doch mitten in dem Spiel wurde die Tür aufgerissen und Marusjka erschien mit der ganzen Breite ihrer Person auf der Schwelle.

„Inädie Fräulein, es is angerichtet.“

„Ja doch,“ rief Maggie ungeduldig.

„Die Eier sind auch gar.“

„Ja, ja.“

„Is denn Herr Gebhard nu da?“

„Nein. Merkst Du das nicht? — Ach dies Untier!“

Sie ist so gut und treu, aber ihre Bosheit kann sie nicht lassen. — Kommen Sie, wir wollen essen. Ach, aber ich mag nicht. Ich hatte mich so auf ihn gefreut. Nun geht's auf Mitternacht — —“

„Er wird schon noch kommen.“

„Ja, gegen Morgen. Todmüde, blaßiert, gähnend. . . .“

Ach wir Frauen. Ach Gott, die arme Hero! Was muß die ausstehen wegen ihrer Liebe. Und doch war Leander ihr treu. Warum muß das sein, die Liebe? Warum müssen wir Frauen so sein, daß wir nicht ohne das auskommen können? Warum sind die Männer so treulos? Sehen Sie, bei jedem, den ich kennen lerne, und der mir gefällt, muß ich denken: wie lange wird's dauern! Ich hab eine förmliche Angst mich zu verlieben. Und doch kann ich nicht leben ohne Liebe.“

„Aber gibt's denn nichts, was noch stärker ist?“ wandte Grabaus ein. „Haben Sie nicht Ihre Kunst?“

„Ach, ohne Liebe ist es auch mit meiner Kunst nichts. Zum ersten Mal habe ich mit Talent gespielt, als ich mich das erste Mal verliebt hatte. Die Liebe gibt mir Kraft, Feuer, Leben, alles, alles. Ohne Liebe bin ich ein Lämpchen ohne Del. Ich könnte hungern, auf Stroh schlafen, aber jemand müßte an meinem Lager knien und sagen: Maggie, ich liebe dich! Maggie, ich liebe dich!“

Ganz weich, wie traumverloren klang ihre Stimme durch die rote Dämmerung, wie sie mit geschlossenen Augen, den Kopf zurückgebogen, flüsterte, als wenn sie an der eigenen Stimme sich verzauberte: „Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

„Maggie, ich liebe dich.“

Sie ergriff seine Hand, und sich näher zu ihm beugend, flüsterte sie: „Sagen Sie's mal! Ich möchte hören, wie's von Ihrer Stimme klingt: Maggie, ich liebe dich.“

Weicher und einschmeichelnder schienen ihm nie Worte geklungen zu haben, voll dunkler Sehnsucht schauten ihn die schwarzen Augen an, unter der gepreßten atmenden Brust glaubte er den schnellen Herzschlag zu hören. Eiskalt lag ihre schmale Hand in seiner, und ihm war, als müßte er statt aller Antwort ihre Hüften umschlingen und mit einem Kuß ihr den Mund verschließen. Da richtete er sich auf, und leicht seine freie Hand auf ihre Schulter legend, stieß er hervor:

„Maggie — im Scherz mag ich's nicht sagen. Und im Ernst — darf ich's noch nicht.“

Einen Augenblick schaute sie ihn noch an, wirt und wie umnebelt. Dann sprang sie auf und ging hastig hin und her. Er hatte sich auch erhoben und sagte in unsicher scherzendem Ton:

„Man soll nicht mit dem Feuer spielen, Maggie.“

Doch sie, wie gänzlich ungewandelt, streckte ihm mit ihrem schönsten Lächeln die Hand hin.

„O, das ist schön von Ihnen!“ sagte sie voll Enthusiasmus. „Das ist edel! Tausend Männer an Ihrer Stelle hätten mir jetzt Liebe geschworen, hätten die Situation ausgenützt. Daß sie mich belügen, daß sie den Freund betrügen, das wäre ihnen gleichgültig gewesen. Aber Sie sind besser! Ich danke Ihnen. — Wollen Sie mein Freund sein?“

Er drückte ihre Hand.

„Sie sind ein reiner Mensch! Sie sind treu, edel, wahrhaftig. Ach, solch einem Manne bin ich nie in meinem Leben begegnet. Alle wollen sie mich besitzen. Alle schwören beim Heiligsten, Feuerstein, bei ihrer Ehre, bei ihrem Gewissen, bei allem, was es Unzerstörbares geben sollte — und alle brechen ihre Schwüre. Aber Sie sind nicht so! O, dafür bin ich Ihnen so dankbar! Nun mag Fritz bleiben, wo er will. Ich habe einen Freund gefunden. Nicht wahr, Sie werden mein Freund sein? Ach, ich will Ihnen nicht lästig fallen. Sie sollen mir nur manchmal raten, mir zuhören, im Guten an mich denken. Nicht wahr, das ist nicht viel? Kommen Sie, nun bin ich so vergnügt, als wenn ich's große Los gewonnen hätte. Nun wollen wir's uns schmecken lassen.“

Kaum vermochte Grabaus diesem Wirbelsturm der Worte zu folgen. Noch war er zu verwirrt. Halb reute seine Standhaftigkeit ihn, er kam sich töricht vor, und im Innersten fühlte er sich doch erleichtert, als wenn er nach langer Schwüle frischere Luft atmete, und die tiefste Stimme gab ihm recht. Maggie ging voran in ein kleines, holländisch eingerichtetes Wohnzimmer. Auf dem Büfett standen Delfter Teller neben mattglänzenden Zinnschalen. Der Tisch in der Mitte war sauber gedeckt. Maggie bot ihm Platz und schnitt ihm Brot, reichte ihm die Schüsseln und ließ es sich nicht nehmen, ihm selbst aufzuliegen.

(Fortsetzung folgt.)

Röntgenkongreß.

II. (Schluß.)

Schon zur Frage der Röntgentechnik gehörten die von Doktor Levy-Dorn vorgeführten Röntgenkinematogramme, eine der sehenswerthesten Darbietungen der ganzen Veranstaltung. Im allgemeinen bezieht sich ja das Röntgenbild und die Röntgenphotographie nur auf ruhende Gegenstände, aber der Ansporn ist gegeben, mittels dieser ins Innere dringenden Strahlenart auch bewegte Körperteile, namentlich Knochen zu studieren, denn die Beobachtung der dem Röntgenlicht durchsichtigen Muskeln ist ja ausgeschlossen. Diesen Ansporn genügte Dr. Levy-Dorn; die drei von ihm vorgeführten Kinematogramme demonstrieren, wie sich die Lage der Hand- und der Armbnochen ändert bei Bewegung der Vorderextremität, und welche Veränderungen aus den Knochen des Beins sich einstellen, wenn dies bewegt wird. Besonders anschaulich tritt hier zutage, wie die Kniekehle sich dem Knochenkörper bald nähert, bald sich von ihm entfernt.

Von großer Wichtigkeit ist die von Dr. Erzelliger behandelte Frage, ob unser Auge für Röntgenstrahlen völlig unempfindlich ist. Natürlich ist das der Fall, so lange sie sich nur in dem unseren Körper umgebenden Raume befinden, aber damit ist noch nicht gesagt, daß es auch zutrifft, wenn der Röntgenstrahl direkt dem Auge zugeführt wird. Dr. Erzelliger kam nach langen, sehr mühseligen Untersuchungen zu dem Resultat, daß es der Fall ist. So lange der die Röntgenstrahlen erzeugende Strom geschlossen war, so lange konnte er auch das Röntgenbild, dessen Strahlenbündel in das Auge geleitet wurde, wahrnehmen; daraus konnte er entnehmen, daß er wirklich die eigenartigen elektrischen Strahlen sehe, und nicht etwa solche Lichterscheinungen, die jeder ohne weiteres sehr häufig

bemerkt, wenn er im Dunkeln die Augen schließt; diese subjektiven Lichterscheinungen würden natürlich ruhig auch dann fortbauern, wenn der die Röntgenstrahlen hervorruhende elektrische Strom geöffnet würde. Jedes Licht muß, um wahrgenommen werden zu können, eine gewisse Stärke haben; für das Röntgenlicht wurde festgestellt, daß es mindestens ein Strahlenbüschel von 2/3 Millimeter Durchmesser bilden muß, um gesehen werden zu können; aber überhaupt ist es ungemein schwach. Der Vortragende verglich den Eindruck, den es auf sein Auge machte, mit dem einer Kerze und fand, daß die Helligkeit der Röntgenstrahlen nur einen sehr kleinen Bruchteil einer Kerze beträgt. Und dies schwache Licht geht durch Papier, durch Holz, durch Muskeln, wie das einer Kerze durch eine Glascheibe!

Wenn irgend ein Stoff als Medizin verwendet wird, kommt es genau darauf an, in welcher Menge man ihn anwendet, sonst wird leicht aus dem Heilmittel ein Gift. Es ist klar, daß auch beim Röntgenlicht eine solche Mengenbestimmung notwendig ist, wenn es nicht statt diagnostisch anzuklären, verzerrte Bilder liefern oder statt Hautkrankheiten zu heilen neue Krankheiten erzeugen soll; aber man hat leider noch keine genauen Methoden, die Kraft der Röntgenstrahlen zu messen. Eine ganze Reihe von Vortragenden gaben Methoden dazu an. Dr. Holznecht aus Wien maß sie an der Kraft, mit der sie gewisse chemische Körper verändern, gerade wie das verschieden kräftige Sonnenlicht die photographische Platte verschieden stark angreift. Professor Walthers aus Hamburg benutzte sogar photographisches Papier direkt zur Energiemessung der Elektrizität, andererseits stützte er sich auf die Tatsache, daß im Verhältnis zur Stärke der Röntgenstrahlen ihre erwärmende Wirkung steht und zwar letztere an der Erwärmung, welche ein empfindliches Thermometer und ein Gefäß mit Wasser zeigt. Professor Berthelms Salomonsohn bestimmte, um die Größe der Röntgenenergie festzustellen, die Stärke der Elektrizität selbst an verschiedenen Stellen des Apparates. Jede dieser Methoden hat ihre eigenen Schwächen, und da eben die genaue Dosierung des Röntgenlichtes eine ungemein wichtige Sache ist, so setzte der Kongreß eine besondere Kommission ein, die diese Stärkebestimmungen zu geüblichem Ende führen soll. Uebrigens verwandelte sich die Berliner Röntgen-Vereinigung in eine Deutsche Röntgen-Gesellschaft, die alle drei Jahre einen Kongreß veranstalten soll.

Schon wer Amateurphotograph ist, weiß, wie wichtig die richtige Öffnungsweite der Camerablende ist, damit das Bild weder lichtschwach, noch verschwommen ausfällt; bei den Feinheiten des Röntgenbildes kommt es natürlich darauf noch mehr an. Die hierbei bestehenden Schwierigkeiten scheint Dr. Paasche aus Bern gelöst zu haben, der die Strahlen durch einen schmalen Schlitz antwende, der alle störenden Strahlen, die das Bild verzerren, ausschließt, aber doch soviel Licht, wie nötig ist, durchläßt, nämlich infolge der Einrichtung, daß dieser Schlitz beweglich angeordnet ist und langsam an dem photographischen Objekt vorbeigeführt wird. Um das Licht in der Röntgenröhre recht scharf zu einem engen Strahl zu konzentrieren, wird es durch eine geeignete Blende in der Röhre gleichsam gesammelt. Es war ergötzlich, aus den Debatten über diesen Gegenstand zu erfahren, wie viele Leute unabhängig von einander diese Blendenvorrichtung erfunden haben: Dr. Dessauer, Prof. Grunmach, Dr. Levy sind daran beteiligt, auch in Amerika ist die gleiche Erfindung gemacht worden.

Weitere Einzelheiten des Röntgenapparates, die zur Besprechung und zur Demonstration gelangten, sind von großem Interesse für Physiker und Mechaniker, eignen sich aber wegen der besonderen Feinheiten der Einrichtungen kaum zur Darstellung für weitere Kreise.

Der dritte Kongreßtag war der Besprechung der durch Röntgenstrahlen erzielten Heilungen gewidmet. Hier kommen zumeist Hautkrankheiten und Krebsgeschwülste in Betracht. Bezüglich der ersteren herrschte überall die gleiche Meinung, daß diese Krankheiten durch genügend lange und wiederholte Röntgenbestrahlungen völliger Heilung zugeführt werden können, betreffs der Krebskrankheiten aber sind die Ansichten noch nicht genügend geklärt. Es scheint fast, als ob die Scheidung sich nach dem Prinzip vollzieht, daß die Hautliniten behaupten, auch den Krebs durch Röntgenstrahlen völlig zur Ausheilung bringen zu können, während die Chirurgen sich unbedingt an das Messer halten. Die Verteidiger der Röntgenmethode, so die Doktoren Schmidt und Wohlgemuth, hatten sogar eine ganze Anzahl von Patienten mitgebracht, die sie vorstellten und an denen sie die vollkommene Wirkung ihrer Behandlungsweise vorführten; darunter befand sich eine Frau von 76 Jahren, die vor sieben Jahren zuerst den beginnenden Brustkrebs bemerkte; dieser nahm dann schließlich die Größe eines Apfels an; in fünfzig Röntgenstrahlungen wurde diese große Geschwulst völlig beseitigt, allerdings hat die Patientin inzwischen eine neue Krebsgeschwulst in der Gegend des Schlüsselbeins bekommen, aber nichts steht im Wege, auch diese ebenso zu beseitigen, wie den Brustkrebs. Eines freilich geben auch die Hautliniten zu: Bei Krebsgeschwülsten, die tiefer als einen halben Zentimeter unter der Haut liegen, versagt ihre Methode; dagegen machen die Chirurgen das Zugeständnis, daß wenn auch der Krebs selbst durch Röntgenlichtbehandlung nicht vernichtet wird, doch die den Kranken sehr peinigenden Schmerzen beseitigt werden können, und das ist doch immerhin nicht so unwesentlich. Eine vermittelnde Ansicht wurde dahin präzisiert, daß Krebse mit unversehrter Oberhaut der Röntgenbehandlung nicht zugänglich sind,

wohl aber solche, bei denen die Krankheit einen Teil der Oberhaut zerstört hat. Vor zu optimistischer Auffassung wurde von Chirurgen auch deshalb gewarnt, weil diese Darstellung in die Presse gelangt, und die Krebskranken, die sie lesen, dadurch leicht dazu veranlaßt werden können, in der Furcht vor dem Messer des Chirurgen den zur chirurgischen Behandlung noch geeigneten Moment zu verpassen, in der Hoffnung, auch später noch durch die Röntgenstrahlen kuriert werden zu können. Nationell behandelte Dr. Kraft aus Straßburg die Sache; er betonte, daß man die verschieden tief liegenden Krebse mit verschiedenartigen Röntgenröhren behandeln müsse, denn es gibt solche, bei denen die Strahlen tiefer dringen als bei anderen, bei denen diese schon in den obersten Körperhäut ab absorbiert werden. Auch wurde von Dr. Lebh-Dorn empfohlen, die Röntgenröhre verschieden nahe an den Körper zu bringen, wenn man in verschiedenen Tiefen wirken wolle. Von anderen Krankheiten ist besonders die Leukämie, eine schwere Erkrankung, bei der die im Blut vorhandenen weißen Blutkörperchen eine abnorme Vermehrung erfahren, durch Röntgenstrahlen sehr erfolgreich belämpft worden.

Dr. Strebel aus München brachte die Heilwirkung einer von den Röntgenstrahlen ganz verschiedenen elektrischen Strahlenart zur Sprache, nämlich die der äußeren Kathodenstrahlen, die von den Physikern nach ihrem Entdecker, Professor Lenard, als Lenardstrahlen bezeichnet zu werden pflegen. Die am negativen Pol einer Geissler'schen Röhre entstehenden Kathodenstrahlen treten, nämlich wenn man in die Glaswand der Röhre ein Loch macht, und dies mit einem dünnen Aluminiumplättchen bedeckt, durch diese Metallscheibe ins Freie. Mit solchen äußeren Kathodenstrahlen hat Dr. Strebel schöne Heilwirkungen bei Hautkrankheiten und, wie er an seinem eigenen Arm demonstrierte, völlige Enthaarung herbeigeführt. Dies ist für diejenigen, welche entstellenden Haarwuchs beseitigen wollen, um so größerer Bedeutung, als die dabei zutage tretende Heilwirkung die der Röntgenstrahlen bei gleicher Stärke des angewandten elektrischen Stromes um etwa das Millionenfache übertrifft.

Sind damit die Verhandlungen des eigentlichen Kongresses erledigt, so bleibt noch eine Erwähnung der wirklich sehenswerten Röntgen-Ausstellung übrig. Zunächst ist hier eine große Zahl muster-gültiger Röntgenphotographien sowohl von gesunden Körperteilen als auch von erkrankten und verletzten vorhanden. Da sieht man Fremdkörper, die in den Schädel eingedrungen sind, besonders Geschosse, ferner Knochenbrüche vor und nach der Verheilung, so daß man nicht nur die Art der Verletzung genau sieht, was selbstverständlich für den Arzt von der größten Bedeutung ist, sondern auch prüfen kann, ob die Heilung gelungen ist. Gallensteine, Nierensteine, Herzkrankheiten, Gefäßerkrankungen, Lungenkrankheiten sind in schönster Deutlichkeit und reicher Zahl abgebildet. Dem Arzt ist sicher jedes einzelne Bild sehr lehrreich und wertvoll, der Nichtarzt aber hat dabei zuerst freilich die Empfindung der Bewunderung für die große Entdeckung, die der leidenden Menschheit so viel Nutzen bringt, daneben aber überwiegt doch die Freude, daß man diese Leiden und Krankheiten nicht am eigenen Körper zu fühlen braucht. Dieses Gefühl tritt mit ganz besonderer Schärfe dann hervor, wenn man die Abbildungen und plastischen Modelle von manchmal schauerlichen Hautkrankheiten betrachtet, die durch Röntgenwirkung geheilt sind, und die besonders von der Hautklinik der Charité, von Professor Lassar und von Dr. Jmmelmann ausgestellt sind. Im übrigen sind die Röntgenphotographien in erster Reihe von den öffentlichen Krankenhäusern ausgestellt, denen sich gleichwertige von einzelnen Ärzten anschließen. In dieser Abteilung der Ausstellung muß aber noch ein Objekt erwähnt werden, nämlich die von Dr. Rümmele in Hamburg ausgestellten Stereoskopbilder, die die Blutgefäße in der Hand, dem Fuß, der Brust, den Nieren usw. demonstrieren. Es ist geradezu ein ästhetischer Genuß, diese plastischen Bilder vor sich zu sehen, wie sie die feinsten Verästelungen der Blutgefäße, die zartesten Haargefäße in einer vorher nicht gekannten Naturtreue erkennen lassen; besonders zu Unterrichtszwecken für die Studierenden der Medizin sind diese Darstellungen ungemein wertvoll.

Bei Betrachtung des instrumentellen Teils der Ausstellung muß man sich daran erinnern, daß Röntgenstrahlen durch Induktionsströme erzeugt werden, d. h. durch elektrische Ströme, die in einer in sich zurücklaufenden Drahtspule dadurch entstehen, daß in ihrer Nähe ein elektrischer Strom geschlossen oder geöffnet wird. So sind denn die neuesten und umfangreichsten Drahtspulen ausgestellt, und ganz besonderes Gewicht ist auf die Stromunterbrecher gelegt, das heißt auf die Instrumente, die den elektrischen Strom in rascher Aufeinanderfolge öffnen und schließen; hier gibt es Quecksilberstrahlen, die abwechselnd den Leitungsdraht berühren oder auslassen und so den Stromschluß und die Stromöffnung herbeiführen, andere bewirken das gleiche durch rotierende Räder, wieder in anderen Fällen tun es Blasen, die aus einer Quantität Säure halb emporsteigen, halb plazen; jede Methode hat ihre für bestimmte Einzelfälle wichtige Vorzüge. Dr. Lebh-Berlin und Dr. Grifson-München haben sogar Methoden erfunnen und ausgestellt, den Stromwechsel ohne besondere Stromunterbrecher herzustellen, nur dadurch, daß sie den elektrischen Strom abwechselnd auf verschiedenen Wegen entlang leiten.

Die Brauchbarkeit der Röntgenröhre hängt davon ab, daß gerade genug Gas in ihr enthalten ist, nicht zu viel und nicht zu wenig. Durch den Gebrauch selbst verändert sich aber dieser Gas-

gehalt, und so sind hier viele Apparate ausgestellt, bei denen die Gasregulierung mittels geeignet angebrachter Apparate vorgenommen werden kann; bei Reinhold Burgers Apparat vollzieht sie sich sogar im Bedarfsfalle automatisch, also ohne Eingreifen der Menschenhand. Natürlich sind die bequemsten Krankeitsche ausgestellt, auf denen die Patienten durchleuchtet werden können, ohne quälende Lagen einnehmen zu müssen, sehr empfindliches photographisches Papier, wie es ja für die Röntgenphotographie, die oft die zartesten Helligkeitsunterschiede wiedergeben muß, notwendig ist, und endlich, um die durch den Wert und die Vorzüglichkeit jedes einzelnen Ausstellungsobjekts vollkommene Ausstellung auch äußerlich vollkommen zu gestalten, eine erlesene Röntgenliteratur. —

Kleines feuilleton.

10. Unsere Truthühner haben mit den wilden Truthühnern in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Mexiko so große Ähnlichkeit, daß man die Heimat dieser Haustiere wohl in der neuen Welt suchen muß. Demnach müßten auch die Leute unrecht haben, die in alten lateinischen Werken Erwähnungen oder Beschreibungen dieses Vogels gefunden haben wollen. Nach den neuesten Untersuchungen haben die Urahnen unserer Puten in Mexiko und Texas gelebt, und zwar sind es vermutlich die alten Mexikaner gewesen, die sich zuerst mit der Züchtung dieses Geflügels abgegeben haben. Als Fernando Cortez 1520 Mexiko eroberte, fand er mehrere Tausende von Truthühnern in den Höfen des Palastes des Kaisers Montezuma. Natürlich war Spanien das erste Land Europas, das diese exotischen Vögel zu sehen bekam, die damals den Namen der indischen Pfauen erhielten. Es dauerte aber wahrscheinlich nur wenige Jahre, bis sie von Spanien auch nach England kamen. Ein altes Gedicht berichtet, daß die Truthühner, die Karpen und das Bier im demselben Jahr (1524) ihren Einzug nach England gehalten hätten. Zu vielen Irrtümern hat auch die englische Bezeichnung der Puten als Turkey Cocks (Hühner aus der Türkei) Anlaß gegeben. Man kann ihre Entstehung wohl nur durch die Annahme erklären, daß man damals den Ursprung der Truthühner wirklich in die Türkei verlegte. Es wäre möglich, daß man in jener Zeit, als das neuentdeckte West-Indien mit dem eigentlichen Ostindien verwechselt wurde, auch die indischen Pfauen nicht richtig unterzubringen wußte. Die Bekanntheit mit den indischen Hühnern, namentlich mit denen aus Calicut, mag diese Verwechslung noch befördert haben. Im 16. Jahrhundert waren die Puten in England eine Kostbarkeit allerersten Ranges, und der Erzbischof Cranmer erließ 1541 ein Verbot, bei einem Gastmahl mehr als ein Stück der großen Geflügelarten zu servieren, zu denen Kraniche, Schwäne und Puten gezählt wurden. 40 Jahre darauf waren die Truthühner schon zahlreicher geworden, so daß bei einem Bankett neben anderen Delikatessen im ganzen sechs Exemplare erschienen, von denen jedes nur 4 Schilling gekostet hatte, während Schwäne und Kraniche damals noch 10 Schilling und die Kapauen eine halbe Krone kosteten. Auch Bürgerte sich nun schon die noch heute in England herrschende Sitte ein, zu Weihnachten einen Truthahn zu braten. Die Grafschaften Norfolk und Suffolk bemühten sich hauptsächlich der Truthahnzucht und schon vor 100 Jahren schickte die Stadt Norwich in drei Tagen allein über 4000 Puten nach London. In Frankreich wurden nach der Ueberlieferung dem König Karl dem IX. beim Durchzug durch Amiens von der Bürgerschaft zwölf Truthühner als Seltenheit zum Geschenk dargebracht, aber schon viel früher war dies Geflügel auch dort bekannt geworden. Als im Jahre 1546 ein reicher Bürger von Rouen ein Bankett veranstaltete, wurde in einem Festgedicht von 442 Versen auch der auf der Tafel vertretene Truthahn besungen. —

— Die städtische Frostwehr in Colmar. Es ist eine ältere Erfahrung, daß sich den Frostschäden des Frühlings durch sogenannte Sämoosfeuer begegnen läßt, indem durch den Rauch einer allzu großen Temperaturerniedrigung vorgebeugt wird; außerdem werden durch diesen Rauch die Strahlen der aufgehenden Sonne von den gefrorenen Teilen der Obstbäume und Weinstöcke abgehalten, wodurch ein allmähliches Auftauen ermöglicht wird. Es muß also die betreffende Gegend von einer künstlichen Wolke überzogen werden, welche die Wärmeausstrahlung verhindert. Die Arbeit des Einzelnen ist hier völlig zwecklos; vielmehr müssen sich die Rebenbesitzer und Obstzüchter einer Gemeinde oder von mehreren benachbarten Gemeinden zwecks gemeinsamer Räucherung zusammenschließen; mancherorts bestehen viele Räucher-syndikate. Die in der oberrheinischen Tiefebene im Ober-Elsas belegene Stadt Colmar, welche in weitem Umkreise rings von Reben- und Obst-pflanzungen umgrenzt ist, in denen die Spätfröste des Frühlings regelmäßig argen Schaden anrichten, ist einen Schritt weiter gegangen und hat im allgemeinen Interesse 1885 einen städtischen Räucherdienst eingerichtet, welcher der städtischen Räucher-kommission unterstellt ist und seit Jahren mit durchschlagendem Erfolg gewirkt hat. Aus der Praxis hat sich dabei ergeben, daß unter den verderblichen Frühlingsfrösten streng unterschieden werden muß zwischen sogenannten Kältefrösten, die sich besonders an Bergabhängen sichtbar machen, deren Flächen kalten Winden ausgesetzt sind, und den Strahlfrösten, welche in den Niederungen Reif- und Frostschaden verursachen. Die verheerende Wirkung dieser letzteren ist in einer starken Abkühlung des Bodens und der Pflanzen infolge der Wärme-Abgabe an den Luftraum zu suchen, insbesondere

in den tieferen Lagen, da dort die Ausstrahlung am größten und die Windbewegung nur eine geringe ist. Die Schäden der Strahlfröste werden also nicht direkt durch kalte Winde, sondern durch Wärme-Ausstrahlung und Wasserverdunstung indirekt herbeigerufen. Abende mit klarem, wolkenlosem Himmel, an denen die Erdwärme rasch entweichen kann, und trockene Luft lassen fast mit Gewißheit ein Erfrieren der Blüten erwarten. Nun ist hervorzuheben, daß sich nur gegen Strahlfröste mit Erfolg räuchern läßt, nicht aber gegen Kältefröste. Aus systematisch durchgeführten Versuchsreihen hat sich auch ergeben, daß der Erfolg des Räucherns allein von der Dichte und Schwere des Rauchs und von seinem Gehalt an Wasserdampf und ruhenden Teilen abhängt; denn diese sollen die Wärmeausstrahlung der Pflanzen und des Erdbodens verhindern oder wenigstens erschweren. Deshalb haben sich als Räuchermaterialien allein Leer, mit Sägemehl vermischt, Laubstreu und Stalldünger bewährt; nur damit gelingt es, einen dichten, schweren und anhaltenden Rauch zu erzielen; dem Leer gibt die Colmarer Frostwehr sowohl hinsichtlich des Kostenpunktes, als namentlich auch in Bezug auf die gute, sichere Wirkung unbedingt den Vorzug. Die sämtlichen bei den letztjährigen Räucherungsoperationen erprobten Räucherpatronen und anderen Präparate und Materialien haben ein absolut negatives Resultat ergeben. Bemerkenswert wird, daß das Räuchern schon bei + 2 Grad einsetzt und dann bis zum späten Morgen andauern muß. Ferner ist zu erwähnen, daß man in Colmar keine feststehenden Rauchherde angelegt hat, sondern nur solche auf Karren benützt, deren Aufstellung je nach der Windrichtung verändert werden kann. — („Prometheus“.)

Musik.

Sommer-Operetten erweisen sich in der Regel als besonders minderwertige Ware. Im Neuen Königlichen Opern-Theater (Kroll) erhalten wir seit Jahren in der Sommerzeit so ziemlich das Höchste, was an Tiefe der Operettenkunst geistert wird — man dürfte diese Nebelwendung als Symbol für jenes Niveau wohl zu verstehen wissen. Dieses Jahr ist ein „Gastspiel der Wiener Operette“ unter Benno Köhle und Heinrich Keller, das dort eingezogen ist. Es begann am 1. Mai, gleichzeitig mit der Wolzogen-Oper, deren Besuch uns zwingt, dort an Stelle der ersten Vorstellung die zweite von vorgestern (Dienstag) abend anzuhören. Erstes Repertoirestück ist eine Operette „Jung-Heidelberg“, deren Musik den Namen Karl Millöder trägt. Da nun dieser schon vor sechs Jahren gestorben ist, jenes Stück aber doch nur ein Seitenstück zu dem bekannten Schauspiel unserer Tage sein will, so gewinnt der Zusatz „für die Bühne bearbeitet von Ernst Reiterer“ eine besondere Bedeutung. Anscheinend handelt es sich wieder um einen der seit einiger Zeit häufigen Fälle, daß Schnitzel aus der Werkstatt eines beliebigen Komponisten zusammengestellt und unter der Masse einer selbständigen Leistung des Komponisten vorgeführt werden. Man braucht wohl über dieses Vorgehen nicht erst Worte zu verlieren.

Der Text, dessen Autoren wir lieber ungenannt lassen, reiht verschiedene oder vielmehr einförmige Studentenszenen an dem Faden der Geschichte auf, daß ein studierender Prinz eine Prinzessin erst widerwillig heiraten soll und sie dann als seine heimliche Geliebte erkennt. Das wird mit den bekannten Hilfsmitteln abgewickelt, die dazu gut sind, das Urteil über das Ganze insofern lindern zu lassen, als man nicht gern der Sauerstoff sein möchte, der den Akt nicht auch zu würdigen versteht. Die Musik tritt hinter dem Dialogspiel sehr zurück und ist mit ihrer Abgerissenheit, ihren Reiterhythmen und ihren „schönen“, b. h. sentimental biedereren Stellen gerade so viel wert, daß ihr gegenüber die Zepferei vom Tage zuvor wie eine geniale Liebertweltskunst erscheint. Ist man gegen Wolzogens guten Willen streng, was soll erst zu diesem anderen Willen gesagt werden?

Bei solchen Stücken sind meistens die dankbaren Rollen und ihre Durchführung im Schauspielersischen das beste. Diesmal kam noch der sympathische Eindruck wienerischer Weise dazu, ergänzt durch zwei hiesige Künstler, Ed. Steinberger und Henry Bildner. Unter den eigentlichen Mitgliedern fielen einige wenigstens soweit auf, daß wir auf ihre weitere Bewahrung in anderen Stücken begierig sein können. sz.

Medizinisches.

t. Im Mehl erstickt. Einen merkwürdigen Todesfall, der in der medizinischen Literatur bisher ein Unikum darstellt, beschrieb Dr. Schröder in einem Vortrag, der vor der biologischen Abteilung des Vierzehnten Vereins in Hamburg gehalten wurde und jetzt in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ besprochen wird. Es handelte sich um einen 39 Jahre alten Müller, der auf folgende Weise ums Leben kam. Er war in einer Dampfmaschine beschäftigt, wo das Mehl vom Mahlstein aus durch einen in der Decke mündenden Schacht in einen großen Raum fällt, der nur einen Zugang durch eine kleine Luke besaß, wohin man mittels einer Leiter gelangen konnte. In einer Ecke dieses Raumes befand sich die Öffnung zu einem nach unten führenden Schacht, durch den das Mehl hinabglitt, um dann in die Sacke gefüllt zu werden. Früher mußte ein Arbeiter das Mehl in diesen Abzugsschacht hineinschaffen, was in der mit Mehlstaub erfüllten Luft eine äußerst unangenehme Beschäftigung war. Die Arbeiter beschwerten sich beim Gewerbe-Inspektor und erreichten ihren Zweck, indem fortan die Beförderung des Mehls durch eine maschinelle

Vorrichtung bewirkt wurde. Diese Anlage kam jedoch vorübergehend in Unordnung, ein Arbeiter mußte das Umschaukeln des Mehls wieder vornehmen. Dabei war er nun wohl ungeschützt verfahren, indem er eine sehr hohe Mehlmasse von unten anschaukelte, so daß sie dann über ihn stürzte und ihn fast völlig begrub. Als das Ausbleiben des Arbeiters bemerkt wurde, sah man nach und fand den Mann an einer Wand stehend tot vor. Die Schaufel hielt er noch krampfhaft mit beiden Händen. Der herbeigeholte Arzt stellte fest, daß die Leiche im Gesicht ungewöhnlich blaß war. Um die Todesursache zu ermitteln, wurde Dr. Schröder mit der Untersuchung des Leichnams betraut und führte nun den Nachweis, daß der Mann buchstäblich durch das Mehl erstickt worden war. Sämtliche Atemwege bis in die Lunge und in die feinsten Verzweigungen der Luftröhre hinein waren vollständig mit einem festen Mehlkloß verstopft. Auch im Magen befanden sich ähnliche Massen. In den Handbüchern der gerichtlichen Medizin ist ein ähnlicher Fall, wo bereits angedeutet, noch nicht beschrieben worden. Dagegen weist Dr. Schröder darauf hin, daß er schon vor fünf Jahren einen Erstickungstod zu begutachten hatte, der in der Hauptsache mit jenem vergleichbar war. Damals war ein Arbeiter beim Malzschaukeln von epileptischen Krämpfen überrascht worden, so daß er mit dem Gesicht nach unten in das Malz gefallen und so erstickt war. Die Todesart blieb nicht fraglich, da Mund, Rachen, Kehlkopf und Luftröhre sich fest mit Malzkörnern verstopft fanden. Ein anderer Sachverständiger erinnerte daran, daß im Krankenhaus des Hamburger Hafens Fälle von Erstickung durch Sandmassen und Schutt nicht selten zur Beobachtung kommen. Einmal wurde ein Mann eingeliefert, der durch einen zusammenstürzenden Haufen von Kaffeebohnen verschüttet und erstickt worden war. Die ungerösteten Bohnen hatten dabei auch die Atemwege dermaßen erfüllt, daß der Mann keine Luft mehr bekam. —

Humoristisches.

— Repräsentationspflichten. „Seht mal, wie der zerhauen ist.“
 „Na ja, wenn einer so'n dummes Gesicht hat, dann muß er wenigstens Schminke haben.“ —
 — Böse Zungen. Schauspieler: „Sie glauben gar nicht, Herr Professor, wie groß bei uns am Theater die Matscherei ist. Kaum haben zwei ein Kind, heißt es gleich, sie seien verlobt!“ —
 — Die böse Frau. A.: „Warum ist Ihre Frau böse?“
 B.: „Zuerst hat sie sich über das Dienstmädchen geärgert, dann über mich, daß ich mich nicht über das Dienstmädchen geärgert habe, und jetzt ist sie böse, weil ich mit ihr böse wurde, daß sie sich über das Dienstmädchen geärgert hat. Verstehen Sie?“ — („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Eine bibliographische Don Quixote-Ausstellung wird am 5. Mai im Madrider Museums- und Bibliothekspalast eröffnet. In einem Saale sind 461 verschiedene Don Quixote-Ausgaben vereinigt, darunter solche in allen möglichen fremden Sprachen. —
 — Nach einer Meldung des „Schwäbischen Merkur“ aus Wiberach hat der Altertumsverein das dortige Gartenhaus Wielands angekauft, um darin ein Wieland-Museum zu errichten. —
 — Der Klimt-Rummel ist zu Ende. Das österreichische Unterrichtsministerium läßt dem Maler seine Bilder und erlucht um Rückzahlung des Vorschusses. —
 — Die Münchener Polizei hat die im dortigen Schauspielhaus geplante Aufführung von Joseph Räderers Komödie „Die Morgenröte“, aus Rücksicht auf die Person des Prinzregenten verboten. —
 — Der tiefste Schacht im Ruhrrevier ist der Schacht III der Gewerkschaft General Blumenthal; er erreicht eine Tiefe von 842 Metern. —
 — Am Kongress-Büfett. Eine Satire auf das Kongressfieber, das im Frühjahr und Herbst unter den Fachgenossen der verschiedensten Berufszweige als Saisonkrankheit aufzutreten pflegt und zahlreiche Opfer fordert, findet sich in dem römischen Morgenblatt „Capitan Fracassa“. Den Anlaß dazu bietet das halbe Duzend von Kongressen, die um die schöne Osterzeit in Rom eine Menge von Menschen beiderlei Geschlechts zusammenführen, die gern von den mannigfaltigen Verkehrsvergünstigungen Gebrauch machen und sich von den Behörden der ewigen Stadt mit gewohnter Gastlichkeit feiern lassen. Die Satire des römischen Blattes versteht uns an das reiche Büfett, das die Stadt oder der Staat den Kongressmitgliedern bei einem feierlichen Empfang darbietet, und um das sich eine dicke Menge von Damen und Herren in sachgenössischem, eifrigem Wettbewerb drängt. Da fragt ein Herr seinen Büfettnachbar: „Sie entschuldigen, Sie sind auch vom Pathologenkongress?“ — „Nein, ich bin Mitglied des Kolonialkongresses.“ — „Ah, und dies schöne, hochzeitsreisende Paar neben Ihnen?“ — „Er macht den Psychologenkongress mit und ste den Kongress für Kinderkrankheiten. Aber nun gestatten Sie mir eine Frage.“ — „Bitte, bitte!“ — „Wozu gehören Sie?“ — „Ich bin einfach Mitglied des Büfettkongresses.“ — („Köln. Btg.“)